

über „Schwestern“: „Kein Krankenschwestern-Report, sondern ein Film über Schwestern in zwei Jahrhunderten, über hilflose Helferinnen des Krieges. Ein Film, in dem Spiel-, Nazi- und Dokumentarfilmszenen schwarz-weiß (und eben nicht bunt) durcheinander gewirbelt werden. Erst am Schluss kommt die Farbe, und dann ist es zu spät.“

**Ein bisschen wie im Märchen**

1985 entsteht der Film mit dem vieldeutigen Titel „Daheim sterben die Leut“. Wir leben in der Zeit von „Unser Dorf soll schöner werden“ und „Bayerns Weg in die Moderne“. Es ist immer nur von „Der Partei“ die Rede, eine andere gibt es nicht. Demokratie findet immer schon im Wirtshaus statt, und das ist so präzise beobachtet, dass es fast schon wieder grotesk ist. Ein rühriger Landrat ist dabei, sich zu profilieren. Er steht an der Spitze des Fortschritts und lässt eine neue Wasserversorgung bauen, auch wenn er sonst alles beim Alten belassen will. Das ist gut für den Tourismus, und die Umweltverschmutzung merkt dann keiner mehr. Allerdings gibt es Bergbauern, die seit eh und je eigene Brunnen haben und nicht auch noch für eine Wasserleitung zahlen wollen. Das Schöne an diesem Laienspiel ist die Stimmigkeit. Dem rentierten Bergbauern wird gezeigt, wo der Hammer des Fortschritts hängt, aber der ist auch kein Heiliger und arbeitet mit seinen eigenen faulen Tricks. Es geht ein bisschen zu wie im Märchen, das ja auch ganz robuste Wahrheiten parat hält. Und: Das Allgäu ist katholisch. Die Kirche ist immer noch zweite Macht, und manchmal muss ein Priester protestieren gegen das, was eine christliche Partei macht, aber auch ganz pragmatisch die Leute zur Ordnung rufen. Man könnte dem Film vorwerfen, er wäre naiv, aber wer das sagt, verkennt den Witz an einer Filmproduktion von unten. Sie muss sich auf eine Erzählform einlassen, die Naivität episch einsetzt. Es versteht sich von selbst, dass hier mit einfachen Bildern gearbeitet wird. Faxen gelten nicht.

„Schön war die Zeit“ (1988) ist ein ambibischer Film der besonderen Art. Er schildert die Nachkriegszeit in einem Allgäuer Dorf von 1945 bis in die 1960er-Jahre und behandelt das, was Edgar Reitz vornehm übergeht. Ellipse nennt man so etwas. Was passiert, wenn französische Kolonialtruppen in einem kleinen Nest stationiert werden? Was passiert, wenn man die Mitläufer mit ihrer Verantwortung konfrontiert? Was passiert, wenn ein kleines Kino wieder in Betrieb geht und schließlich vor dem Fernsehen kapituliert? Was passiert, wenn ein Flüchtlingsmädchen Arbeit sucht? Was passiert, wenn alte Nazis und Deserteure sich im Wirtshaus wieder treffen? Was passiert, wenn eine Frau ein



Mischlingskind hat? Das hat alles den großen Charme von „Daheim sterben die Leut“. Leider mussten Gietinger und Hiemer da auch noch den Wiederaufbau der deutschen Filmindustrie hineinpacken, woraus man sicher auch einen Film hätte machen können, aber dann müsste man gut recherchieren und das Allgäuer Milieu verlassen. Nach diesem Film trennten sich die Wege von Gietinger und Hiemer.

Leo Hiemer erfuhr aus der Presse, dass es in einem Allgäuer Dorf zum Streit über eine Gedenktafel gekommen war. Es ging um ein jüdisches Kind, das während der NS-Zeit bei einer Allgäuer Bauernfamilie zur Pflege lebte, dann aber deportiert und ermordet wurde. 1994 entstand nach umfangreichen Recherchen „Leni ... muss fort“: Der Film zeigt die genaue Milieukennntnis der früheren Filme und ist darüber hinaus traumhaft sicher inszeniert und gespielt, vor allem von Hannes Thanheiser als alter, wortkarger Einödbauer. Der Film beleuchtet sehr präzise das, was man die Banalität des Bösen nennen muss. Die kinderlosen Bauern erhalten von einer Nonne, die sich um jüdische Kinder kümmert, das Pflegekind. Es wird getauft, aber dadurch nicht arisch. Im Dorf hat eigentlich niemand etwas gegen das Kind, aber der Nazibürgermeister wird wegen der Kleinen von den Behörden auf Trab gebracht. Er ist kein brüllender Bilderbuch-Nazi, sondern einer, der in seiner Schusterwerkstatt Schreibstättler spielt. Die Einödbauern, die das Kind nach Jahren wie ein eigenes lieben, sind in ihrer Sprachlosigkeit umso beredter. Die Rolle der katholischen Kirche ist ohnmächtig helfend: Im Nonnenkloster werden jüdische Kinder aufgenommen, aber die Nonnen können den Abtransport nicht verhindern. Im Dorf gibt es nur einen Antisemiten, den Pfarrer. Der ist im Streit mit dem Dorflehrer, einem

alten „Sozi“ und als Lehrer zwangsweise Parteimitglied. Dieser rät dazu, das Leni zu verstecken. Als die einfachen Bauern die tatsächliche Gefahr erkennen, ist es zu spät.

Die Erzählung ist auf ganz einfache Weise kunstvoll und spiegelt die Vielschichtigkeit der historischen Wahrheit. Das Kind wächst in einem immerwährenden Frühling heran. Mit dem plötzlichen Winter kommt die Deportation. Der Baum auf dem Hügel vor dem Hof hatte die Kinderschaukel getragen. Mit dem Strick erhängt sich der Bauer.

**Tatort Deutschland**

Klaus Gietinger dreht 1996 „Der Fischerkrieg vom Bodensee“. Hans Messias schreibt: „Ein moderner Heimatfilm, der alle Stereotypen,

